



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Einkehrtag Priester der Diözese

22.11.1990

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.12.17

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-3955](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-3955)

AT-DA 1.3.1.12.17

Einkehrtag Priester der Diözese
22. November 1990, Haus St. Hippolyth, St. Pölten

Entbergung und Geborgenheit (Gedanken zur inneren Beheimatung des Christen in dieser Welt)

Zur Einleitung darf ich eine Schulerinnerung aufsteigen lassen. Es war eine Deutschstunde, und unser Professor am Gymnasium hat ein Gedicht vorgetragen, ein Gedicht von Nietzsche. Es war ein etwas trauriges Gedicht mit Novemberlandschaft, Nebel und schwarzen Krähen, die in Richtung Stadt fliegen. Aber was sich mir tief eingeprägt hat, war der Refrain des Gedichtes: „Weh dem, der keine Heimat hat ...“ Ich habe oft darüber gesprochen. In der Begegnung mit den Menschen, mit den Zeitströmungen, den Problemen der Seelsorge, mit den Sehnsüchten und dem Leid, das durch die Welt zieht. Im Nachdenken über das, was für die Aufgabe der Kirche hier und heute die wichtigsten Akzente wären, im Nachdenken über das, was man im eigenen Herzen als Defizit und als Gewinn empfindet. Ich bin überzeugt, daß Nietzsche in dichterischer Ahnung eine Grundbefindlichkeit des modernen Menschen getroffen hat: Die Entbergung, die Heimatlosigkeit. Weh dem, der keine Heimat – fast könnte es für die Hymne eines Zeitalters gelten, das nicht nur die größten Flüchtlingsströme hervorgebracht hat, sondern auch die meisten innerlich Ungeborgenen, die Verwirrten, Verstörten, Verunsicherten, Resignierenden, Alleingelassenen, Unbehausten, Einsamen, Isolierten, geistig und menschlich Entwurzelten, Verzweifelten. Das Phänomen begegnet uns unzählige Male, in den Menschen um uns und manchmal in der eigenen Seele. Es begegnet uns aber auch in den geistigen Strömungen der Zeit. Clavin Toffler hat in den USA vor Jahren ein Buch geschrieben, das den Titel hatte „The death of permanence“, den Tod der Beständigkeit. Die Tatsache, daß die Menschen in unserer Zeit in einem hohen Maß inneren Halt verlieren. Dieses Buch hat dann eigentlich den Trend zur Werterziehung ausgelöst. Aber viele Geister haben dieses Anliegen unserer Zeit zum Ausdruck gebracht. Erikson hat davon gesprochen, daß der Mensch ein Urvertrauen braucht. Der Schweizer Paul Moor, der sich gründlich mit dem geschädigten Menschen auseinandergesetzt hat, spricht eindringlich von der Notwendigkeit des „inneren Halts“, alles, was um „Identitätsfindung“, „Sinnfindung“ und ähnliche Begriffe kreist, geht in diese Richtung. Der Psychoboom unserer Tage ist auch auf der Jagd nach dem Verlorenen, New Age und die astrologische Welle suchen den verlorenen Boden in den Sternen ... Weh dem, der keine Heimat hat.

Liebe Mitbrüder, müßten wir uns da nicht von den Zeichen der Zeit her angesprochen fühlen? Könnte man nicht sagen, daß eine der vornehmsten pastoralen Aufgaben darin bestünde, dem Menschen Heimat zu geben? Eine echte, in der Wahrheit begründete Heimat? Irgendwo den ruhigen Pol für das unruhige Herz, irgendwo den Felsen im wogenden Meer, das so notwendige Stück Sabbat, das verlorengegangen ist? Wie oft spricht die Schrift von diesem Hinführen zu Heimat und Ruhe! „Heimführen will ich euch von überall her“ heißt es einmal im Alten Testament. Und die Sehnsucht unserer Zeit ist schon im Buche Jjob und in den Psalmen zum Ausdruck gebracht. Ps 55,7: „Hätte ich Flügel wie eine Taube, dann flöge ich davon und käme zur Ruhe ...“. Ps 62,2: Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe ...“. Und alles was gesagt ist mit den Worten „Zuflucht“, „Burg“, „Fels“, „Schild“ – das alles geht in dieselbe Richtung. Und schließlich der Herr selbst (Mt 11,18): „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten trägt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir. Denn ich bin sanftmütig und demütig, und ihr werdet Ruhe finden für euch (für eure Seelen) ...“ Von beiden Seiten her, von der Situation unserer Zeit, der Gesellschaft und der Menschen, wie von der Botschaft des erlösenden Gottes her hat dieser Gedanke der Pastoral zweifellos höchste Aktualität: Dem Menschen wieder Heimat geben.

Aber jetzt muß ich eine einschränkende Zwischenbemerkung machen, damit man nicht einen falschen Quietismus hinter diesem Anliegen vermutet, oder andere einseitige Akzente setzt: Wie betrachten hier nur einen Strom des menschlichen Herzens, eine Sehnsucht, die heute zugegebenermaßen zu kurz kommt. Der Mensch ist ein spannungsreiches Wesen. Er hat auch eine andere Seite. Er ist immer hineingestellt in die Spannung von Exodus und Heimkehr, von Dynamik und Ruhe, von Innovation und Tradition, von Neuem und Vertrautem, von Loslassen und Halt finden, von Kühnheit und Geborgenheit, von Unbekannt-Unheimlichem (Heidegger) und Seinsvertrauen und Bleibendem (Bollnow). Das gilt für den Einzelnen, die Welt und die Kirche. Der Mensch ist ein dynamisches Wesen, und muß immer wieder in Neuland vorstoßen, muß Vertrautes auch aufgeben. Aber gleichzeitig braucht er dazu auch den inneren Halt. Der Fortschritt des Menschen läuft – um einen Vergleich zu gebrauchen – nach den Gesetzen des Eiskletterns: Der Grundsatz heißt dort: Von den vier Extremitäten, die der Mensch hat, sind drei an der Wand, einer bewegt sich. Drei müssen einen sicheren Griff oder Tritt haben. Eine innovationsbesessene Epoche wie die unsere verlangt, daß der Mensch alle vier Extremitäten zugleich bewegt. Sie will ihm keine Sicherheit gönnen. Das kann nicht gut ausgehen. Wenn ich für Kühnheit plädiere, muß ich gleichzeitig auch für Sicherheit sorgen. So braucht der dynamische Mensch die Nische der Geborgenheit, des Verlässlichen, Vertrauten, Gültigen, Bergenden. Aber ich glaube, daß wir in der Kirche diese Nische vernachlässigt haben.

1. Die entbergenden Mächte der Zeit

In dieser komplizierten Welt geht es zunächst um Verstehen. So müssen wir als Seelsorger auch ein wenig zu verstehen suchen, warum es so viel inneren Heimatverlust bei uns gibt. Sicher ist, daß da viele Ströme zusammenkommen, und zu jedem einzelnen Punkt, den man anführen will, gibt es ganze Bibliotheken einschlägiger Literatur – abgesehen von der bestätigenden Lebenserfahrung, die z. B. in diesem Saal versammelt ist.

Da ist einmal ein Defizit an Zuwendung in unserer Welt. Es ist – nach eingehenden amerikanischen Untersuchungen (Deutsch: Lück) fast wie ein Gesetz. Je zivilisierter, vermasster, verstärkter das Leben wird, umso mehr schwindet die Kraft der Empathie, die Fähigkeit des Einfühlens und einfühlenden Handelns. Im Bereich der Familie bringt der Einbruch der Ehestabilität immer wieder neue, lebenswirksame Einbußen an Zuwendung. Wir wissen es alle: Die Kinder sind die Leidtragenden.

Zur Entstabilisierung des Menschen trägt auch der Verlust des Kontaktes mit der ursprünglichen Natur bei. Wir fallen aus Ordnungen heraus, aus denen wir seit Jahrmillionen gekommen sind. Unser Leben verliert die natürlichen Rhythmen von Tag und Nacht, Blühen und Welken, Säen und Ernten. Unsere selbstgemachte Welt hat keine Rhythmen, wir verlernen den Rhythmus des Atmens, des Gehens, der Gezeiten. Und gewisse Rhythmen des Lebens haben einen tiefen Bezug zur inneren Stabilität. Alle Versuche von Eutonie, Meditation, Atemübungen usw. suchen ja dieses Defizit auszugleichen. Untersuchungen der Verhaltensforschung zeigen eindrucksvoll, was der Verlust des Rhythmus für das Lebewesen – schon das vernünftige – für nachteilige Folgen hat: Verstörtheit, Hast, Nervosität, Unruhe, Ängste. Im Tierreich können gestörte Rhythmen zum Tod führen. – Und umgekehrt: Diesen Sommer war ich in Frankreich auf den Spuren des heiligen Benedikt und Bernhard. Da liegen die Klosterruinen in stillen Waldtälern, auf einsamen Höhen, in schweigenden Landschaften. Wieviel Ruhe ist im Laufe der Geschichte von der Natur her in die christliche Spiritualität eingeflossen!

Dinge bieten Heimat. Wenn eine oder einer Ihrer Seniorinnen ins Heim ziehen muß, erleben sie jedesmal, wie schmerzlich der Abschied von lieb gewordenen kleinen Dingen ist, die an sich gar keinen anderen Wert haben als eben diesen einen: Ein kleines Reich des Vertrauten zu bilden. Es gibt heute eine tiefergehende Entfremdung von Mensch und Ding. Wir sind eine Wegwerfgesellschaft. Unzähligen Dingen stehen wir völlig

beziehungslos gegenüber wie Kinder, die mit Spielsachen überschüttet werden. Was für ein Unterschied ist zwischen Großmutter's altem Tonkrug, der noch immer in Benützung ist, und einer Wegwerfflasche! Jeden Morgen öffne ich einen neuen Stapel Post, der zu einem guten Teil reine Wegwerfpost ist. Der Papierkorb ist das Möbelstück, das mir am schnellsten abgeht. Wegwerfen bedeutet Bindungslosigkeit, Heimatverlust. Die Dinge sind keine Begleiter mehr. Und von der Wegwerfpackung geht es über die Wegwerfnatur zur Wegwerflandschaft, zum Wegwerfmenschen und zum Wegwerfglauben ...

Schon Konrad Lorenz hat den Verlust von Tradition als Todsünde der zivilisierten Menschheit erklärt. Das intellektualisierte Zeitalter überschüttet den Menschen mit Denkanstößen, Innovationen, fortschrittlichen Ideen, Pflichtübungen an permanenter Offenheit gegenüber allem, auch dem größten Unsinn. Progressivität wird zum Qualitätsausweis. Der Mensch wird vom Momentanismus geprägt (Scherer), vom Augenblick, seiner Faszination, seinem Nutzen, seiner Lust, seiner Mode. Die Bindung an den großen Fluß des Ganzen schwindet. Darum sind in dieser Hinsicht an sich notwendige Erneuerungszeiten der Kirche auch für viele eine Belastung. Dabei ist die Bewältigung aufgestauter Probleme und notwendiger Veränderungen, wie sie das Konzil gebracht hat, unumgänglich. Aber gerade die Veränderung im scheinbar Belanglosen ist für den einfachen Menschen oft schwierig, weil er im Ganzen diesem Traditionsverlust ausgesetzt ist und so das Gefühl hat: Es gilt überhaupt nichts ..., auch wenn das nicht zutrifft.

Vielleicht gibt es heute auch einen Mangel bergender Gruppen. Großfamilie und lebendige Nachbarschaft fallen im städtischen Raum weg. Bis in die kirchliche Arbeit herein geht die Gruppe verloren. Ein amerikanischer Test hat herausgefunden, welche Gruppengröße die ideale ist: Elf! Unwillkürlich denkt man an die Apostel, an Teams, Jugendlager und Alpingruppen. Wer das kennengelernt hat, weiß, wieviel die Gruppe bedeutet. Der „Klub“ oder gar die Diskothek sind ein schlechter Ersatz. Vielleicht liegt in dieser Sehnsucht nach der bergenden Gruppe auch eine gewisse Chance der Sekte gegenüber der Großkirche.

Entstabilisierend ist weiter der Sturzbach der Information. Steinbuch hat in seinem Werk „Maßlos informiert“ das überzeugend dargestellt. Was uns täglich überfällt, ist das Beunruhigende, Konfliktgeladene, Negative, Unwichtige, Simplifizierte, Sensationelle. Und es ist viel. Geht nicht unsere eigene geistliche Lesung, unser flüchtig gemurmelt Brevier in diesem Sturzbach oft unter. Wer kann die Informationen noch einigermaßen ordnen? Viele Eindrücke sind huschend-visuell, eben „Zeit im Bild“. In unseren Gehirnen türmen sich Müllhalden maßloser Information, die uns zu Fremden auf dieser Erde machen.

Und das nächste ist damit schon angesprochen: Die künstliche Überproblematismusierung. Das echte Fragenkönnen, die fundamentalste Gabe des Menschen, artet manchmal zur zwanghaften, ja hysterischen Hinterfragerei aus. Die Überproblematismusierung ist vornehmlich das Spiel jener, die von der praktischen Arbeit einen gewissen Abstand haben – auch in der Kirche. Auch hier dringt aus den Kreisen derer, die wirklich am Menschen arbeiten, der Stoßseufzer nach oben: Ihr habt vielleicht Sorgen! Auch in der Kirche tritt das sekundäre und tertiäre und manchmal lächerliche Problem so in den Vordergrund, daß das eigentliche, strahlende Mysterium der Botschaft ganz verdunkelt wird – und in dem Mysterium läge ja die Heimat des Herzens ...

Und so gibt es einen Verlust an Überzeugung. Ich meine echte Überzeugung, nicht die Ersatzformen, wie die des fundamentalistischen oder progressiven Fanatismus. Ich meine Prägungen, die in Reflexion, Gebet und Tun tief eingesunken sind in die Persönlichkeit, die das Leben bestimmen, ihm Halt und Führung geben. Der Verlust von Überzeugungen bedeutet Sinnverlust. Und das Versinken von Sinnhorizonten beraubt den Menschen der geistigen Heimat. Dies hängt auch damit zusammen, daß die Optik unserer Seele ganz auf Vordergrund eingestellt ist. Aber wie bei der Kameraoptik bedeutet die überbetonte Vordergrundeinstellung das Verschwimmen der Hintergründe und Horizonte. Wir müßten die Optik unseres Herzens öfter von „nah“ auf „unendlich“ drehen.

Und so ist die tiefste aller Entfremdungen die Entfremdung von Gott. Sie macht den Menschen zum irrenden Stern. Ein Psychologe und Psychotherapeut von europäischem Ruf wurde vor einiger Zeit in einer Fernsehsendung gefragt, warum eigentlich die seelische Landschaft unserer Tage bei vielen so verdüstert sei, und warum die psychischen Probleme ständig steigen. Er hat als ersten Grund genannt: Weil der Mensch aus allen religiösen Bindungen herausgefallen ist. Und ein anderer aus diesem Berufskreis hat es so formuliert: Der Mensch braucht das tröstende Geheimnis. Ein Tiefenpsychologe aus Zürich, mit dem ich über diese Dinge gesprochen habe, hat mir gesagt: Fast jeder Patient, den ich habe, landet schließlich bei dieser Frage ... Einer der ältesten Gottesnamen im Hebräischen ist „racham“, der „barmherzige“. Dieses Wort kommt von „rechem“, und das heißt eigentlich „Mutterschoß“, erst abgeleitet „Barmherzigkeit“. Das Urbild Gottes trägt mütterliche Züge. Der Mutterschoß umfängt, wärmt, nährt, schützt, bietet Heimat, Geborgenheit. So tritt uns der Gott der Offenbarung gegenüber. Kann man nicht sagen, daß unsere Botschaft aktuell ist wie noch nie?

Um an das letzte Bild anzuknüpfen: Auch für C. G. Jung ist der Mutterschoß der Archetyp der Geborgenheit. Ist es nicht ein geradezu makabres Menetekel unserer Zeit, daß – statistisch gesehen – ausgerechnet der Mutterschoß zum gefährlichsten Aufenthaltsort des Menschen geworden ist, gefährlicher als Straße und Kriegsschauplatz, gefährlicher als die Schlachtfelder dieses Jahrhunderts. Deutlicher könnte die Wahrheit von der entbergenden Welt wohl nicht demonstriert werden.

Eigentlich könnte man alle diese entbergenden Mächte des Menschen, denen wir ja weitgehend ausgeliefert sind, theologisch einem Begriff zuordnen, der aus unserer Predigt weitgehend geschwunden ist: Der Erbsünde. Sie ist das (sprachlich vielleicht nicht sehr gut gewählte) Wort für die fatale Situiertheit des Menschen, in die er hineingeboren und hineingeworfen ist, das Wort für die tiefe Entborgenheit, für den Heimatverlust des Herzens. Jeden Abend schließe wir das Brevier mit dem tausendjährigen Ruf im Salve Regina: *Exules filii Hevae, heimatlose Kinder Evas ...*

Aber das alles ist nur eine Seite der Medaille. Es gibt auch eine andere. Eine Seite voll Verheißung und Auftrag. Die negative Seite liegt allen auf. Eigentlich leugnet das, was ich jetzt von dieser Entbergung gesagt habe, niemand. Nicht einmal Atheisten und Agnostiker. Aber die andere Seite – das ist die Antwort, die uns geschenkt ist, und die wir ausstrahlen sollen.

Die unüberholbare Botschaft

Angesichts der entbergenden Mächte, und angesichts der überall sichtbar werdenden Sehnsüchte des Menschen müßte uns eigentlich aufgehen, wie sehr das Wort Karl Rahners, meines verehrten Lehrers, gilt: Die Botschaft des Christentums ist unüberholbar. Die Botschaft vom heimholenden, erlösenden Gott, der in unsere Welt, in dieses belastende Ambiente, in unsere Situation, in unser unruhiges Herz, in unsere bedrängte Wirklichkeit hereinbricht, um uns heimzuholen in eine Heimat des Herzens und eine Ewige Heimat, wo er uns die Wohnung bereitet hat – diese Botschaft ist letztlich die Spitze aller religiösen Inhalte dieser Erde.

Wie vielfältig klingt die Kunde vom heimholenden Gott im Alten Testament an. In den Bildern von Berg und Burg, Fels und Flügel, Hirt und Weide, Gastseindürfen und Zelt, Schild und Schwinge, Adlersflügel und Henne mit Kücklein, Ruhe und Wasserquell.

Und wenn wir im Neuen Testament auf das schönste aller Gleichnisse schauen, das ein vierjähriges Kind begreift und der größte Theologe nicht ausschöpfen kann, das vom Geschick des Menschen und der Menschheit erzählt, das vom verlorenen Sohn – ist es nicht ein Hymnus auf die große Heimfahrt? Oder wenn wir uns in die Abschiedsreden Jesu im Johannes-Evangelium vertiefen – wieviel Geborgenheitsverheißung klingt da an! Und in

diesen Zeilen bekommt die Botschaft von der heimholenden Liebe den Charakter einer feierlichen Testamentserklärung.

Wenn wir hineinzuhorchen versuchen in das tiefste Wesen Gottes, wie es uns die Offenbarung darstellt, dann hören wir den Ruah Jahwes heraus, den Atem Gottes, wie ihn Durwell in seinem Buch über den Heiligen Geist dargestellt hat, das Atmen Gottes in der Welt und der Heilsgeschichte – das Ausatmen und Einatmen, Erschaffen und Erlösen, Entlassen und Heimholen, Verlassen und Bergen. Das ganze Heil ist Heimholen, unendlich geduldiges Heimholen. „Ich werde alles an mich ziehen“, hat Christus gesagt.

Und darum muß in der Verkündigung, in unserem Mühen in der Pastoral, diese Botschaft, dieses Heimatschaffen und Heimholen an erster Stelle stehen. Wenn ich bedenke, was so landläufig in unseren Äußerungen, Reden und Problemen dominiert, dann muß ich doch das Wort wagen: Wir müßten in der Kirche die Akzente verändern.

Die Akzente heimholender Pastoral

Es ist kein Zweifel: Die Zeichen der Zeit und die ewige Botschaft spricht dafür, daß die Kirche heute zu dieser Pastoral gerufen ist. Nur so kommen wir auch wieder zur Mitte der Botschaft, nur so werden wir wieder Diener des Menschen, nur so wahren wir die Hierarchie der Wahrheiten. Wie hat der Herr mit den Sündern geredet, wie mit den hart Verurteilenden? Wie mit der Samaritanerin, wie mit den Selbstgerechten? Wie mit den Kindern, wie mit den Müttern? Wie mit dem Hauptmann, wie mit den Samaritanern? Wie hat er sich zu den Armen geneigt.

Es braucht zunächst die Botschaft vom bergenden Gott. Sie zieht durch alle Bücher, manchmal deutlicher, manchmal noch dunkel. Ich habe auf Bilder und Aussagen des Alten Testaments und des Neuen Testaments hingewiesen. Selbstverständlich gehört zur Botschaft des Christentums auch das Ethische – aber wehe, wenn sie in Moralisieren ausufert. Selbstverständlich gehört zur Botschaft des Christentums auch das Soziale (und seine Verwirklichung hat mit dem Schaffen von Geborgenheiten viel zu tun – aber wehe, wenn es in eine allgemeine Weltverbesserung verflacht. Unsere Botschaft ist einfach ein mystisches Element, und es ist nicht umsonst gesagt worden, daß die Kirche von Morgen dieses Element stärker vertreten müßte, sonst werden die Träumer, Phantasten, die Zampanos und die Magier der Seele die leere Stelle einnehmen. Es geht auch an uns persönlich. Immer wieder, liebe Mitbrüder, wird unsere persönliche Gottesbeziehung, unsere persönliche Christusfrömmigkeit das Entscheidende sein. Man mag über Kirchenkrisen klagen – ein Gutes haben sie: Sie verweisen nach Innen. Die Botschaft vom bergenden Gott muß uns ergreifen und uns darüber ergriffen sprechen lassen.

Und dann verlangt unsere Zeit bergende Menschen.

Der Mensch und der gläubige Mensch braucht bergende Vollzüge. Hier muß ich an etwas erinnern, was man im religiösen Bereich manchmal, so glaube ich, eher unterschätzt oder nicht beachtet hat, und was doch konstitutiv zum Leben und zum Menschen gehört. Alles Leben auf Erden hat eine doppelte Seite, eine spontane und eine rhythmische. Je höher das Leben steigt, umso mehr Spontaneität gewinnt es. Aber trotzdem bleibt für alles Lebendige und seine Gesundheit auch der rhythmische Vollzug bedeutsam. Das Wild kann zwar laufen wie es will, aber es hat seine gewohnten Wechsel, und wenn man sie ihm unterbricht, reagiert es mit Verstörung, unter Umständen mit Krankheit und Tod. Kein Kind kann sich gesund entfalten, das neben seiner Spontaneität nicht auch eingefügt bleibt in rhythmische Vollzüge. Wieviel Beheimatung und Beruhigung schenkt ein bestimmtes Schlafengehritual! Und damit ist ein Wort gefallen, daß mit rhythmischen Vollzügen zutiefst zusammenhängt: Ritus. Der Ritus schafft eine vertraute Welt, die man wiedererkennt. Auch das religiöse Leben steht unter diesem Gesetz von Spontaneität und Rhythmus. Beides muß da sein. Aber wir sind heute eher

geneigt, das Rhythmische zu verachten. Wir tun es rasch als „Äußerlichkeit“ oder „Leier“ ab, was es ja werden kann. Aber jede gesunde Religiosität braucht das „Immer wieder“. So hieß doch das tägliche Opfer im Tempel zu Jerusalem, um 9 und um 18 Uhr: Tamid – das „Immer wieder“.

Wenn also im religiösen Leben die rhythmischen Vollzüge aufgegeben werden, dann kann Religiosität nie den Charakter einer beheimatenden, fundierenden Kraft bekommen. Zum Zement der Ergriffenheit muß das Wasser der Treue kommen, damit daraus Beton wird, der hält. Ohne rhythmische Verbindlichkeiten wird Religiosität wohl als Unruhe, Impuls, Sehnsucht oder augenblicklicher Anfall da sein, aber nicht als strömende Grundkraft, als heilende Selbstverständlichkeit des Daseins. Ich brauche nicht darüber zu reden, welche Bedeutung unter diesem Aspekt der Sonntag hat. Natürlich soll der Sonntag so sein, daß er auch dem Erlebnisbedürfnis des Menschen vorab des jungen Menschen entgegenkommt, darum soll alles für eine persönliche, herzlich-aktive und schöne Gestaltung getan werden. Aber die schlichte Treue des immer wieder ist ebenso tragend.

Auch für das Beten gilt das Gesetz der bergenden Wiederholungen.

Da bin ich mit der Bergbahn hinaufgefahren, und der begleitende Angestellte hat mich erkannt, und wie wir da über die Herbstnebel emporgeschwebt sind, hat er zu mir gesagt: Wissen Sie, Herr Bischof, ich muß Ihnen etwas sagen. Ich bin kein sehr eifriger Katholik, aber ich bete jeden Abend. Es ist ein kleines Gebet, aber ich hab's, wie ich glaube, noch nie ausgelassen. Das hat mir mein Vater beigebracht, und der hat's vom Großvater. Es heißt: „Herr, Dein Diener legt sich nieder, wenn D' ihn brauchst, dann weckst'n wieder ...“ Was liegt in diesem Gebet für eine großartige, schlichte Geborgenheit! Was bedeutet die rhythmische Wiederholung eines solchen Gebetes. Da findet er nicht statt, der „death of permanence“, der Tod der Beständigkeit ... Was bedeutet die rhythmische Wiederholung von Riten, Festen, Gottesdiensten, Jahreskreis! Wie anthropologisch kurzsichtig ist es, immer und überall nur das augenblickliche Befriedigtsein, die Stimmung, die Laune als Maßstab für alles einzuführen! Damit ist der schöpferischen Initiative keine Schranke gesetzt, auch nicht der liturgischen. Aber man muß eben auch dieses andere sehen: Wie wichtig für die Beheimatung des Menschen die Möglichkeit des Sich-zurecht-Findens ist, und wie weise es von der Kirche ist, wenn bestimmte Dinge des Ritus nicht individuell geändert werden dürfen. Ein schönes Bild für die Bedeutung des Rhythmischen ist der sogenannte Orientteppich aus der islamischen Kultur: Das Ornament bedeutet dort die Ewigkeit in der Zeit ... Was für eine wunderbare Erkenntnis für den Sonntag!

Der Mensch braucht zu seiner Beheimatung auch das bergende Bild. Abstraktionen bergen nicht. Abstraktionen sind Durchgangsreisende, die nur kurz ihr Quartier in der Seele aufschlagen. Intellektualisierte Sprache schafft keine Wohnräume des Herzens. Bilder bleiben. Bilder und Geschichten können Kinder noch Jahre später erzählen. Jeder, der Kinder unterrichtet hat, weiß das. Definitionen halten schwer. Damit Sie mich recht verstehen: Ich bin für klare Begriffe, intellektuelle Sauberkeit und disziplinierten Hausverstand in der Kirche. Aber wir müssen es uns immer wieder sagen. Heimat des Herzens geben Bilder, bergende Bilder. Die Heilige Schrift ist voll davon. Zu Bildern kann der Mensch zurückkehren. Als der blasse Deismus der Aufklärung den Glauben bedrohte, schuf die Volksfrömmigkeit ein Bild, das den erlösenden Gott in die Mitte stellte: Das Herz Jesu. Und das zweite Vatikanum griff das Bild vom wandernden Gottesvolk auf – wir müssen ihm nur den Begriff von der *societas perfecta* der Scholastik gegenüberstellen, dann wissen wir, was gemeint ist. C. G. Jung hat auf die unanschätzbare Bedeutung heilender Bilder in seiner Lehre von Archetypen hingewiesen: „Wer mit Bildern spricht, spricht mit tausend Zungen ...“ Das ist ein eindeutiger Appell an die Art unserer Verkündigung: Herzlichkeit, Bildhaftigkeit. Die theologische Solidität darf nur wie ein verborgenes Gerippe dahinter stehen. Die Bilder sind die Schiffe, mit denen Gott bei den Menschen landet.

Wir müssen auch bedacht nehmen auf bergende Worte. Auch die gibt es. Und als ehemaliger Religionspädagoge muß ich hier eine Lanze brechen für eine maßvolle Verwendung der nicht widerrufenen Formel und einem gewissen Schatz des auswendig Gewußten. Ich weiß, daß es in der Kirche durch lange Zeit hindurch einen langweiligen und geisttötenden Ausverkauf mit Formeln gegeben hat. Aber in dieser zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sind sie streckenweise zu rar geworden. So wie es das Sprichwort durch Jahrtausende war. Ist auch die schlichte Formel wichtig für inneren Besitz, für die Schaffung einer vertrauten Welt, einen Besitz den man immer wieder hervorholen kann, wie man eben auch Bilder aufsteigen lassen kann.

Da habe ich einen Mann öfters besucht, der sehr schwer krank war, einen Intellektuellen, der der Kirche sicher weitgehend entfremdet war. Wie es zum Ende gekommen ist, hab ich versucht, mit ihm zu beten. Ich habe in meiner Verlegenheit zurückgegriffen auf „Jesus dir leb ich, Jesus dir sterb ich, Jesus, den bin ich im Leben und im Tod ...“ Er hat noch einmal die Augen aufgemacht, und hat geflüstert: „Wie ich neun Jahre alt war, hat uns das der Katechet gelernt – und das war ein lieber Mensch ...“ Und er hat mitgebetet, und ist in Frieden gestorben. Die kleine Formel aus der Kindheit war am Krankenbett ein Stück Heimat des Herzens, das wiedererwacht ist.

Und dann dürfen wir auch nicht vergessen auf die bergende Weise. Melodien haben einen unmittelbaren Zugang zum Gemüt. Darum können sie eine besondere Bedeutung in der Schaffung einer Welt des Vertrauten haben. Lieder können lebensbegleitend sein. Es ist ein weiteres, bedenkliches Zeichen für die Kultur oder Unkultur unserer Zeit, daß die Lieder sterben. Eigentlich wird die Jugend mit einem technisch-raffinierten Getöse abgefüttert, bei dem nie jemand weitersingt, von dem nie jemand eine Melodie übernimmt und selber pfeift. Wir fabrizieren heute Geräusch ohne Echo. Oder höchste Kunst für perfektionierte Spezialisten. Darum haben wir es heute gar nicht so leicht mit dem Lied in der Kirche. Aber trotzdem – Lieder können lebensbegleitend sein. Auch neues, sogenanntes modernes Liedgut kann Generationen begleiten. Ich habe nichts gegen zeitgebundenes, vielleicht vergängliches singen. Der junge Mensch will Lieder der Kindheit eine gute Zeitlang bewußt nicht hören. Das Fremde gefällt ihm. Aber es braucht auch das alle Lebensalter übergreifende Liedgut und Singen, das Lied, das das Kind singt, und bei dem die Großmutter mitsingt.

Ich denke an das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“. Es ist schlicht, und doch von einer künstlerischen Qualität, die überdauert. Die Mutter hat es uns schon daheim gelehrt, in der Schule haben wir es im Erstkommunionjahr gesungen. In den Jugendmessen, in der Untergrundarbeit während der NS-Zeit war es da, in einer Frontstellung in Rußland ist es mir einmal an einem Gründonnerstagabend von irgendwoher in den Kopfhörer meines Funkgerätes gekommen. Ich habe es in wunderbaren mehrstimmigen Sätzen von Johann Sebastian Bach gehört, und wenn ich mir einmal ein letztes Lied wünschen dürfte, wäre es bestimmt die Strophe: „Wenn ich einmal sollt scheiden, dann scheid nicht von mir. Wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür. Wenn mir am allerbängsten wird um das Herzen sein, dann reiß mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein ...“ Lieder und Melodien können Heimat werden, Welt des Vertrauten schaffen, ewiggültige Verheißung weiterflüstern, weitersingen.

Liebe Mitbrüder – das sind ein paar Gedanken zu diesem in unserer Zeit so notwendigen und manchmal so vergessenen pastoralen Akzent der Heimholung des Menschen. Ich bitte noch einmal, mich nicht falsch zu verstehen. Ich meine damit keineswegs eine Verkündigung und Seelsorge permanenter Streicheleinheiten. Ich weiß, daß in diesem Zusammenhang falsche Vorstellungen aufkommen können.

Ich rede nicht für eine Schneckenhausreligiosität. In eine falsche Innerlichkeit, ein Christentum auf der Flucht vor der Welt.

Ich rede nicht – um ein Bild zu gebrauchen – für eine Kanarienvogel-Religiosität. Mir ist das mit dem Blick auf meinen Kanarienvogel eingefallen, der nach jedem kleinsten Ausflug

sofort wieder in den Käfig will und sich nur im Käfig wohlfühlt. Der Käfig steht für die Flucht ins Über-Ich, an das man alles abtritt – Denken, Entscheiden, Gewissen, Überzeugungen. Das ist eine falsche Beheimatung. Und die entbergenden Mächte, die den Menschen belasten, tragen heute sicher dazu bei, daß diese Kanarienvogeleinstellung die Chance aller Fundamentalismen ist.

Ich rede keinem religiösen „Kindchenschema“ das Wort. Ich mag das Wort vom kindlichen Gehorsam nicht. Es ist eine höchst fragwürdige asketische Wortprägung. Auch eine fragwürdige pädagogische.

Ich meine mit Beheimatung keineswegs die Einbettung des Religiösen in das große Glas Kitschmarmelade, das man immer wieder in manchen Winkeln der Kirche einkocht. Wie im weltlichen Bereich kann man auch bei uns verlogene Heimatklischees schaffen.

Nein, ich meine die Verwurzelung von Herz und Geist in der Tiefe unseres faszinierenden Glaubens. So wie sie, liebe Mitbrüder, bei jeder Komplet zum Ausdruck kommt, die wir am Abend beten. Schaut einmal die Texte daraufhin an – es ist die große Hore der Geborgenheit, bis zum Hymnus an Maria, vor die wir hintreten als *exulus filii Hevae*, als heimatlose Kinder Evas.